Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 54 (1950-1951)
Heft: 3

Artikel: Exkursion in die Camargue [Schluss folgt]
Autor: Frei-Müller, A.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-661819

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

nicht böse, nur einmal sagte sie leise: ‚Lassen Sie nur die Handtasche nicht fallen.' Denn diese hielt sie in derselben Hand. Nachher hatten wir noch einen weiten Weg, und da wir in derselben Gegend wohnten, brachte ich sie nach Hause. Ich begreife noch heute nicht, woher ich die Kühnheit nahm, aber es war so einsam auf der Strasse und vor ihrer Haustür lag so ein tiefer Schatten, und es kam so ganz von selbst, dass wir uns beim Abschied küssten. Nachher konnte ich vor Glück lange nicht einschlafen.»

«Seit diesem Tage betrachteten wir uns als miteinander verlobt, obwohl es noch niemand wissen durfte, da an eine Heirat noch lange nicht zu denken war. Denn ich hatte damals nur zwanzig Taler monatlich. Aber wir waren beide noch sehr jung und konnten warten. Es war das Beispiel Jakobs, was mich veranlasste, mir gleich sieben Jahre vorzunehmen. So lange hatte dieser gedient um Rahel und dann noch nicht einmal die Rechte bekommen. So war ich denn fleissig und sparte, soviel es bei dem knappen Gehalt möglich war. Doch dieses stieg allmählich und ich konnte bald mehr zurücklegen. Nach sieben Jahren hatte ich eine Einnahme von fünfhundert Talern jährlich und über tausend hatte ich zurückgelegt. Wie das möglich war bei der knappen Einnahme, werden Sie kaum begreifen, aber ich brachte es fertig, indem ich jede unnütze Ausgabe vermied. Nun dachte ich, dürfte ich es wagen, denn ich konnte nötigenfalls sogar auf eine Aussteuer verzichten. Ich war jetzt neunundzwanzig Jahre alt und meine Braut vierund zwanzig, das war ein gutes Alter zum Heiraten. Wir trafen uns jeden Samstag, wenn der Vater regelmässig seinen Kegelklub besuchte und nicht vor elf Uhr nach Hause kam. Wir gingen dann spazieren, in der guten Jahreszeit vor dem Schönhauser Tor, wo die Windmühlen stehen und noch Kornfelder sind, im Winter aber in der Stadt und unterhielten uns von der Zukunft. Als ich ihr nun bei solcher Gelegenheit sagte, dass ich nächstens kommen wolle und mit ihrem Vater sprechen, da erschrak sie doch sehr. ‚Wenn es nur gut abläuft', meinte sie, ‚er hat solchen Stolz als Hausbesitzer.' Das war nun eigentlich gar nicht nötig, denn er gehörte damals noch zu der Sorte, denen jede leerstehende Wohnung schlaflose Nächte macht und die von dem geringen Ueberschuss, der ihnen nach Auszahlung der Hypothekarzinsen bleibt, sich mühsam durchbringen. Er hatte einen einträglichen kleinen Grünkramhandel betrieben und machte es wie viele in Berlin. Als er eben so viel erworben hatte, dass er die notwendige Anzahlung leisten konnte, kaufte er ein Haus und setzte sich damit zur Ruhe, ging in einem blau flanellenen Schlafrock, einer gestickten Hausmütze und auf Filzparisern mit einer langen Pfeife herum und dachte Tag und Nacht darüber nach, wie er seine Mieter höher schrauben könne.

«Ich fasste aber dennoch Mut, ging mit grossem Herzklopfen zu ihm und trug ihm mein Anliegen vor, was mir nicht leicht wurde, denn er betrachtete mich die ganze Zeit über mit schrecklichen Blicken und wurde immer röter vor Wut und paffte fürchterlich aus seiner langen Pfeife. Dann brach er los und gab es mir: Wenn er seine Tochter jemandem geben wolle, dann wäre die Aussteuer seine Sache. Mit meinen sechs Dreiern die einzige Tochter von einem Hausbesitzer zu angeln, das könnte mir wohl passen. Was ich denn weiter wäre als so 'n studierter Schlossergesell, der sich wunder was einbilde, wenn er sich Ingenieur schimpfen liesse. Und brauchte viele harte Worte, worauf ich nicht antworten konnte, wodurch seine Wut noch immer grösser wurde. Vielleicht, wenn ich ihm in derselben Weise hätte antworten können, wäre die Sache noch zurechtgekommen, da mir das aber versagt ist, so redete er sich schliesslich so in Zorn, dass er mich sozusagen hinauswarf. Das gute Mädchen hatte im Nebenzimmer alles gehört; sie drückte mir auf dem Korridor im Vorübergehen schnell die Hand und sagte: ‚Ich warte, ich warte auf dich und wenn es zwanzig Jahre dauert.'

(Fortsetzung folgt)

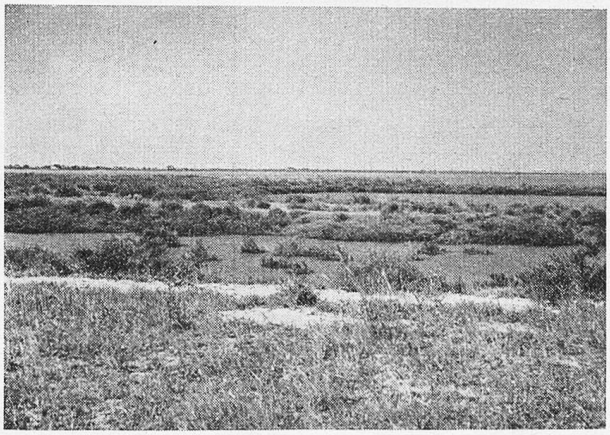
Exkursion in die Camargue

Von A. Frei-Müller

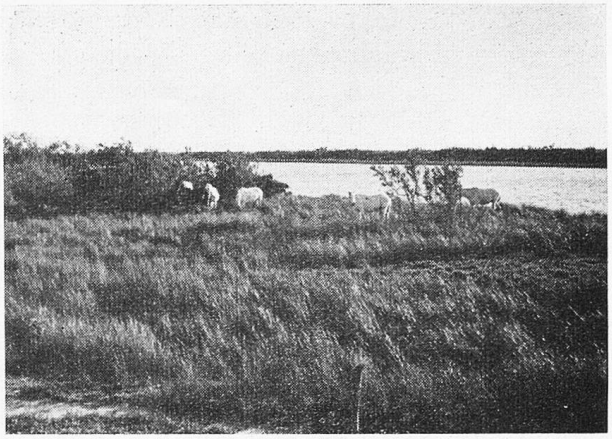
Camargue, so heisst die Insel zwischen den beiden Rhonearmen — der Grossen und der Kleinen Rhone — und dem Meer. Sie ist Schwemmland, von der Rhone abgelagerter Boden, der ihr vom Mittelmeer öfters streitig gemacht worden ist. So deute ich wenigstens die zahllosen Etangs, wie die kleinen und grossen salzigen Wasserflächen, die sich besonders im südlichen Teil vorfinden, heissen. Einige von ihnen, wie zum Beispiel der Etang de Vaccarès, sind so gross, dass man, am Ufer

stehend, den Eindruck eines Meeres erhält. — Ein grosser Teil der Camargue ist kultiviert, und zwar muss die Bearbeitung des Bodens schon in alter Zeit eingesetzt haben, wie die vielen Fundgegenstände aus der Zeit der Griechen und Römer, die sich ja sehr früh in der «Provincia» niedergelassen hatten, dartun. Der nördliche Teil der Camargue weist darum stellenweise eine sehr üppige Vegetation auf und die «Mas» — wie hier die Bauerngehöfte heissen — werden von den sie umgebenden Pinien, Zürgelbäumen, Platanen, Silberpappeln usw. fast erdrückt. Das Süsswasser scheint indessen eine ziemlich rare Flüssigkeit zu sein und so sieht man auf den meisten Höfen den charakteristischen Wasserturm, in den das Grundwasser mittels einer Windturbine hinaufgepumpt wird. Ueberall sieht man Korn- und Reisfelder, ausgedehnte Gebiete, in denen die Rebe in Gestalt kleiner, ungefähr 70—80 cm hoher Bäumchen und in mustergültiger Ordnung ihre Früchte reifen lässt. Ueberhaupt machen fast alle angebauten Gebiete durch die peinliche Ordnung einen vortrefflichen Eindruck und das Gerede von den Franzosen, die nicht arbeiten können und wollen, trifft hier auf keinen Fall zu. Das ist der Norden der Camargue!

Je weiter man aber nach dem Süden vorstösst, desto einförmiger und damit eintöniger wird die Gegend. Das kultivierte Land und die Bäume verschwinden mehr und mehr. Oefters zeigen sich grössere Flächen des Bodens, die jedes Pflanzenwuchses bar sind. Dafür aber sind sie mit einem weissen Ueberzug versehen. Salz! Diesen Gegebenheiten hat sich natürlich auch die Vegetation angepasst, und darum finden wir hier die Kardendistel, die Salicornia und andere Saladellen. Und wo man geht und steht, trifft man auf Wasser;



Camargue



Camargue-Pferde

Salzwasser, wo die Bodenkultur noch nicht eingesetzt hat; Süsswasser dort, wo der Mensch versucht, dem Land einen Acker oder Rebgelände abzutrotzen. Das Süsswasser aber muss bisweilen weit her, von der Rhone, hergeleitet werden.

Die Camargue bedeckt eine Fläche von rund 750 km² und ist damit um weniger grösser als der Kanton Glarus. Die Bevölkerung aber zählt nur etwa 15 000 Seelen. Sie wohnt hauptsächlich im Hauptort Saintes-Maries de la Mer, in verschiedenen kleineren Orten und eben in den schon einmal erwähnten «Mas». Sie setzt sich zusammen aus Fischern und Bauern. Obschon das Städtchen mit seiner befestigten Kirche ein Wallfahrtsort ist, scheint die Fremdenindustrie noch wenig entwickelt zu sein.

Und nun zur Tierwelt der Camargue! Verschiedenenorts trifft man auf die kleinen, weissen Camargue-Pferde, die eine eigentliche Rasse bilden. Verwandt sollen sie sein mit einem nur noch in Tibet lebenden Urpferd. Diese Pferdchen, deren Füllen kohlschwarz sind, beleben die Camargue stellenweise recht anmutig. Leider sind sie ziemlich scheu und lassen den Fremden nicht an sich herankommen. — Dann sind da die berühmten Kampfstiere, schwarz und mit langen Hörnern bewehrt. Sie werden für die Kampfspiele in den Arenen von Arles und Nîmes gezüchtet. Man sagte uns, dass diese Tiere sehr gefährlich seien und jeden Fremden sofort annehmen. Aber sei es nun, dass sie uns als Einheimische taxierten, oder sei es, dass sie schon von der Schweiz gehört hatten, wo ganz andere, grössere und schwerere Stiere gezüchtet werden, mit denen sie gar keinen Vergleich aushalten können, das entzieht sich meiner Kenntnis; genug, als sie uns mit dem Gesicht und durch die Nase wahrgenommen hatten — damit

behaupte ich nicht, dass wir gar so absonderlich und schrecklich gestunken haben — da nahmen sie samt und sonders Reissaus und aus unserem Kampfspiel wurde nichts.

Dem Charakter der Gegend entsprechend gibt es weder Rehe und Hasen, noch Füchse. Dafür aber eine Unmenge wilder Kaninchen, die ihre Röhren infolge des hohen Grundwasserspiegels sehr oberflächlich bohren dürfen. Ausser von dem Menschen wird ihnen besonders von den vielen Weihen — die die jungen, winzigen Karnickel sicher nicht verschmähen — und wahrscheinlich auch von den Schlangen nachgestellt. Die Schlangen sind ziemlich häufig in der Camargue, was ja bei dem grossen Fischreichtum der Etangs und Kanäle weiter nicht zu verwundern ist. Doch handelt es sich wohl in der Hauptsache um Ringel-, Schling- und Glattnattern, die ja allesamt harmlos sind. Auch die Riesenschlange Europas, die bis 1½ m lange Aeskulapnatter dürfte hier vorkommen. Dazu gibt es prächtige Eidechsen und auch der interessante Gecko ist hier zu Hause. Von den ersteren sahen wir eine wohl 40 cm lange wunderprächtige Smaragdeidechse, die nun — wie ich gehört habe — eine Zierde unseres Zürcher Zoos geworden ist. Den Weg zum Limmatstrand soll sie aber nicht allein gefunden haben! Auch die Lurche sind in vielen Arten vertreten. Leider konnten wir im Hinblick auf die niedere Tierwelt nicht auf die Rechnung kommen, da der ständig und bisweilen sehr heftig wehende Mistral diese ebenfalls interessanten Lebewesen in ihren Schlupfwinkeln zurückhielt.

Einige Worte über den Mistral! So heisst der kalte und trockene Fallwind, der ganz Südfrankreich seinen Stempel aufdrückt. Er entsteht, wenn über dem Golfe du Lion eine Depression liegt, die durch das Rhonetal kalte Luft von den Cevennen und Alpen ansaugt. Mistral ist ein provençalisches Wort und bedeutet «maître». Und tatsächlich spielt er in jener Gegend eine ausschlaggebende Rolle. Alles redet vom Mistral, alles richtet sich nach dem Mistral. Hecken aus Platanen, Zypressen, Zürgelbäume, Aleppokiefern, Pinien, künstliche Wände aus Schilf usw. durchziehen das bebaute Land kreuz und quer, um die Kulturen vor dem Mistral zu schützen. Er wehe jeweils nur einen Tag, wurde uns versichert. In unserem Fall dauerte dieser Mistraltag vom 8. bis zum 13. Mai. Er verschaffte uns indessen den Vorteil der angenehmen Temperatur und fast vollständige Mücken- und Fliegenfreiheit.

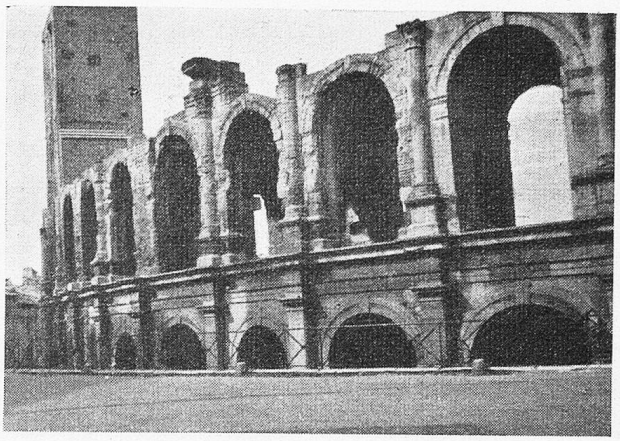
Und nun zu dem uns ganz besonders interessierenden Problem: demjenigen der Vogelwelt der Camargue! Hier möchte ich ein wenig weiter ausholen. Unsere Exkursion begann nämlich schon im Augenblick des Verlassens der Schweizergrenze. Wir hatten unsere Plätze im französischen Eisenbahnwagen eingenommen. Die Kritik über das und jenes und über die direkt über den Fenstern angebrachten Kleiderhaken verstumte nach und nach. Die Nacht brach herein und allmählich überwältigte uns die Müdigkeit. Da fuhr der Zug in eine Station ein. Wie sie hiess, das weiss icht nicht mehr, das ist auch ganz gleichgültig. Da zuckte ich im Halbschlaf zusammen wegen eines einzigen, kleinen Tönchens. Eines Tönchens aus einer Vogelkehle. Und schon stürmte auch Herr Dr. C., unser ornithologischer Leiter ins Coupé mit dem Schrei: «D'Nachtigall!» Hei, wie kam da Leben in die dösende Gesellschaft! Jeder und jede wollte diesen ersten Gruss der französischen Vogelwelt gehört haben. Das war auf der ersten Station und das wiederholte sich bei jedem weiteren Halt. Nachtigallen gibt es hier in einer Zahl, die man sich bei uns in der Schweiz kaum vorstellen kann. Sie ist der weitaus häufigste Singvogel und ihr gegenüber treten unsere Sänger je weiter man nach Süden kommt, desto mehr zurück. Natürlich ist es aber, dass sie in der unteren Camargue, mit ihrem Salzsteppencharakter, auch nicht mehr zu finden ist.

Die Nacht verging und morgens um vier Uhr kamen wir in Arles an. Was tun? In einer nahe dem Bahnhof gelegenen Arbeiterwirtschaft wurden die müden Lebensgeister mit Kaffee zu neuem Leben erweckt. Dann machten wir einen Rundgang durch die noch schlafende Stadt, besichtigten im Vorbeigehen die mächtig emporstrebende römische Arena, einen riesigen, eindrucksvollen Bau, das allerdings nur noch in Ruinen vorhandene Amphitheater, die Klosterkirche St. Trophime, die Rhone — und schauten dabei eifrig nach ornithologischen Seltenheiten aus. Es wollten aber keine kommen. Vorläufig wenigstens! Dafür aber stürmten die Mauersegler um die Ruinen der während des Krieges teilweise zerstörten Stadt, Rauchschwalben zwitscherten im Morgenwind, in den Bäumen sangen die Distelfinken und dann, ja dann sahen wir den ersten für uns neuen Vogel: den goldbäuchigen Grünfinken.

Auf 7.30 Uhr war der Autocar bestellt, der uns nach Saintes-Maries de la Mer bringen sollte. Ziemlich pünktlich traf er, der nun während eines

grossen Teiles der folgenden Woche unser Gefährt sein wollte, ein. Bei uns in der Schweiz würde er aufgefallen sein und zwar nicht wegen seiner Eleganz, sondern eher wegen seines Alters. Er war ein ehrwürdiges Vehikel. Immerhin, er hatte Ballon-Pneus und so vertrauten wir uns ihm und seinem Chauffeur, dessen Mutter — wie wir nachträglich erfuhren, eine geborene Giezendanner gewesen war — in Gottes Namen an. Und nun begann eine Fahrt, die zum Interessantesten und Schönsten dieser ganzen und herrlichen Exkursion gehört. Geschickt und umsichtig führte uns der Chauffeur durch die engen und winkligen Gässchen von Arles über die schmale Rhonebrücke nach Trinquetaille und schon bald kamen wir in unser gelobtes Land, in die Camargue. Die Distanz von Arles bis Saintes-Maries beträgt vielleicht 30 km und wir benötigten für diese kurze Strecke 2½ Stunden. Nicht etwa, dass unser Wagen gestreikt hätte. Oh, nein! Aber hier kamen wir Ornithologen voll und ganz auf unsere Rechnung. Wir schwelgten förmlich in Ornithologie und für alle, die diese Exkursion mitgemacht haben, ist die Camargue *das* Dorado. Immer und immer wieder liessen wir den Wagen anhalten, sprangen heraus, zückten den Feldstecher und staunten ob der Vielfalt der Beobachtungen. Besonders ein Halt ist mir in schönster Erinnerung. Da sahen wir vom Auto aus eine, zwei, drei Blauraken. Aus dem Gras des Strassenbordes in einer Entfernung von ca. acht Metern erhob sich der zierliche Kopf eines Wiedehopfs und beim Aussteigen empfing uns der Gesang der Nachtigall. Und wie schön war es hier! Wir befanden uns in der Nähe der Rhone. Uralte Platanen, Zürgelbäume, Eichen reckten ihre Aeste in den blauen Himmel. Und dazu diese köstliche Einsamkeit! Auf der Weiterfahrt sahen wir Stelzenläufer, Uferläufer, Seidenreiher, Silberreiher, Purpurreiher, FlussSeeschwalbe, Bruchwasserläufer, Ortolan, Kampfläufer, Rotschenkel, Schwarzkehlchen, Kiebitz, Zwergspecht, einen «wortkargen» Fitis- oder Weidenlaubsänger, Grauammer, Rotkopfwürger und Schafstelze. In der unteren Camargue mit ihrer Baum- und Straucharmut sind Rotkopfwürger und Schafstelze die häufigsten Kleinvögel.

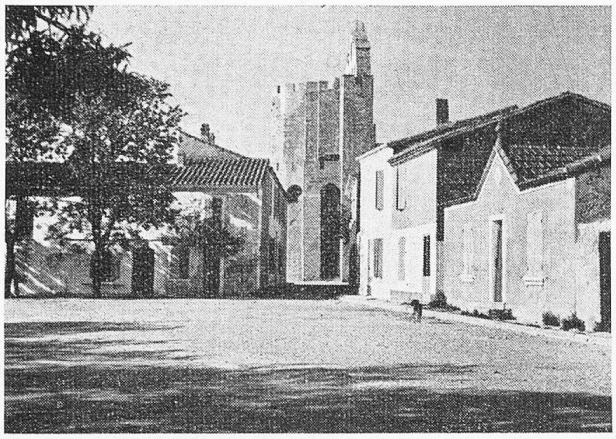
Unser Einzug in Saintes-Maries erfolgte um zehn Uhr. Ein stilles, verträumtes Städtchen, das indessen durch eine elektrische Bahn mit Arles verbunden ist. Das Hotel «Camille» war unser Standquartier, und da es sauber und nett war, durften wir uns wohlfühlen. Jedem wurde ein



Arena von Arles

Zimmer angewiesen und die meisten, ermüdet von der langen Reise, sanken Morpheus in die Arme. Nicht so wir Unentwegten. Unter Führung von Herrn Dr. C., der sich im Verlaufe der Reise als überaus guter Ornithologe entpuppt hatte, flanierten wir dem Meeresstrand entlang und schlugen schliesslich die Richtung gegen den Etang des Launes ein. Jetzt noch lacht mir das Herz im Leibe, wenn ich an diese Rekognoszierung denke. Da beobachteten wir den Säbelschnäbler — oder die Avosette, wie er auch heisst — mit dem so merkwürdig nach oben gebogenen Schnabel, die Trauerseeschwalbe, die Fluss-Seeschwalbe, die Wiesenweihe, die Rohrweihe, Rohrenten, Schnatterenten, die Lachmöve, die Heringsmöve, den Austernfischer, die grosse Kolbenente mit ihrem schönen, roten Schnabel usw.

Hungrig kehrten wir ins Hotel zurück und warteten hier der Dinge, die da kommen sollten. Und sie kamen in Gestalt der unvermeidlichen Bouillabaisse. Die Bouillabaisse, eine berühmte Spezialität der Provence, ist ein Gericht bestehend aus verschiedenen Fischarten — wenn es hoch kommt, werden Langusten dazugetan, die mit Zwiebeln, Oliven, Zitronenschnitzen appetitlich garniert und mit Salz, Pfeffer, Safran und Thymian schmackhaft gemacht wird. Anfangs konnte ich mich für diese Speise nicht erwärmen, aber das dauert nur, bis man ihr auf den Geschmack gekommen ist und heute gäbe ich schon viel darum, wenn ich wieder Bouillabaisse geniessen könnte. Dazu wird Suppe, Gemüse — Kartoffeln, Artischocken oder sonst etwas — serviert. Aber genug des Essens! Nach der Mahlzeit konnte jeder für einige Stunden frei über seine Zeit verfügen. Man schrieb nach Hause, schlief oder schaute sich das Städtchen an.



Die befestigte Kirche von Les Saintes-Maries de la Mer

Les Saintes-Maries de la Mer liegt einerseits am Etang des Launes in der Nähe der Mündung der Petit Rhône, und anderseits am Strande des Mittelmeeres. Dieses Städtchen ist berühmt wegen seiner Kirche, die drei Heiligen gewidmet ist, zu deren Ehren alljährlich mehrmals gewallfahrtet wird. Sie macht einen absonderlichen Eindruck auf den Beschauer, diese Kirche. Sie ist nämlich befestigt. Der Grund hierfür liegt darin, dass im Mittelalter Sarazenen und wohl auch Seeräuber die Küste des Mittelmeeres brandschatzten. Bei solchen Ueberfällen diente nun die Kirche der ganzen Bevölkerung als sicherer Zufluchtsort. Vom Dach der Kirche, das bestiegen werden kann, hat man einen prächtigen Blick auf den kleinen Ort, der übrigens nicht viel bietet, das Meer und die Camargue. Neben der Kirche befindet sich ein kleiner Andenkenladen, der von den Curés des Gotteshauses geführt wird und wahrscheinlich bei den Wallfahrten einen guten Gewinn abwirft.

Nachdem sich alle mehr oder weniger erholt hatten, machten wir einen kleinen Abendbummel in östlicher Richtung. Zuerst benutzten wir dazu den «Digue», den Damm, der das dahinterliegende Land vor dem Anprall der Meereswogen schützen soll. Vorerst sahen wir nichts Absonderliches. Dann aber entdeckte Herr Sch., der Mann mit den scharfen Augen, doch etwas. Ganz sachlich und ohne Aufregung, so als handle es sich um die alltäglichste Begebenheit der Welt, meldete er: «Det äne sind d'Flamingo!» So leidenschaftslos diese Worte gesprochen wurden, so gross war ihre Wirkung. Alles spähte in der angegebenen Richtung. Und tatsächlich! Weit, weit fort, in schier unmessbarer Ferne — so schien es uns damals — gewahrten wir am Horizont einen Rosastreifen von sehr grosser Länge und mit dem Feldstecher erhielten wir die Gewissheit, dass es sich um *die* Vögel handelte, die recht eigentlich mehr als alle anderen den Ausschlag für die Durchführung der Exkursion in die Camargue gegeben hatten. Wie viele es waren, das war nicht festzustellen, aber sicher musste ihre Zahl in die Tausende gehen. Hochbefriedigt kehrten wir ins Hotel zurück. Und so ward aus Morgen und Abend der erste Tag!

Der folgende Tag galt dem Besuch der Ferme Maguelonne. Ich stand um 7 Uhr auf. Noch schien alles zu schlafen. Nur der alte Herr W., der pensionierte Sekundarlehrer, der durch seine Kenntnisse in der Botanik unseren Gängen durch die Weite der Camargue einen ganz besonderen Akzent verlieh, war schon beim Kartenschreiben. Der Mistral heulte wieder in allen Tonarten und von einem Bad im tiefblauen Meer konnte unter diesen Umständen keine Rede sein. In der Lorbeerhecke lärmten die Spatzen, die auch hier nicht fehlen; Distelfink, Gartenrotschwarz, Mauersegler und die verschiedenen Seeschwalben, sowie Möwen machten sich bemerkbar. Nach und nach fand sich die ganze Gesellschaft im grossen Saal des Hotels ein und um 9 Uhr wurde das Morgenessen aufgetragen. Dann brachen wir auf.

Als seinerzeit die Exkursion in die Camargue organisiert wurde, wurde den Teilnehmern nahegelegt, sich mit Wasserstiefeln oder sonst etwas Entsprechendem auszurüsten. Auf dem Marsch nach Maguelonne zeigte es sich, dass Wasserstiefel zwar sehr nützlich, aber nicht unbedingt notwendig sind. Verschiedene Wasserläufe wurden überquert, meistens durch Waten, manchmal auch durch Hüpfen von Seggen- zu Seggenstock.

Viele neuen Vogelarten wurden nicht mehr entdeckt. Aber doch freuten wir uns des Gesanges unserer Feldlerche. Und der Flussuferläufer, der ja in der Schweiz auch keine seltene Erscheinung ist, trat in ganzen Flügen auf und seinen charakteristischen Flug habe ich mir gut eingeprägt. Als wir zu einem Mas kamen, hörte ich aus dem einen Wassergraben umgebenden Schilfsaum das «Karrekiet» der Rohrdrossel und gleich darauf nicht weit davon den Schlag der Nachtigall. Als ich diesem Schlag nachgehen wollte, flog gerade vor meinen Augen ein Wiedehopf unter den Giebel eines der Gebäude, um aber gleich wieder weiterzufliegen. Dazu wechselten zwei Rothühner über die Strasse in Deckung.

Von Monsieur Lamouroux auf der Ferme Maguelonne wurden wir gastfreundlich empfangen. Er hatte seine Gaststube in ein Naturalienkabinett

umgewandelt und wir sahen da — ausgestopft natürlich — den Basstölpel, den Bienenfresser, einen Biber, einen Dachs und viele andere. Draussen, in Gehegen, fand sich ein Flamingo, Seiden- und Silberreiher, Zwergreiher, ein Fasan und Kolbenenten. — Und Monsieur Lamouroux trug auf! Ich weiss nicht mehr, was wir alles gegessen haben. Aber wir sassen drei volle Stunden beim Mittagsmahl und da auch der Wein reichlich vorhanden war, wurde die Stimmung sehr heiter.

Bei der Rückkehr freuten wir uns wieder der zahlreichen Purpurreiher, die ihren Namen eigentlich sehr zu Unrecht tragen, denn von Purpur ist an ihnen nicht die Spur zu entdecken. Dazu gaukelten Rohrweihen in niedrigem Flug über die Seggen und Saladellen. Leider wurde der Mistral immer kräftiger und als wir den Meeresstrand als Rückweg benutzten, war der ganze Sand in Bewegung.

(Schluss folgt)

Sterbendes Bäumchen

Es hat geblüht in jungen Frühlingstagen,
Es hat im Herbst die goldne Frucht getragen.
Aus Erdensaft und Luft und Wind und Sonne,
Trank es des Seins und Werdens Lebenswonne.
Nun wie das Jahr zum Rande sich gebogen,
Hat es sein Sterbekleid sich angezogen,
Im roten Purpur, frommem Scheidedank
Für Lebensodem, den es freudig trank,
Glüht in den Himmel auf sein Angesicht,
Eh dass der Tod ihm Blatt und Krone bricht.
O selig Los, im Sterben noch zu blühn
Und Gottes Dank im Leuchten auszusprühn!

Josef Reinhar

Eisenbahnfahrt anno dazumal . . .

«Ich bin», so schreibt der berühmte französische Dichter Viktor Hugo in seinen aus den Jahren 1834—1836 stammenden «Reisebriefen», «jetzt mit den Eisenbahnen ausgesöhnt. Ich habe gestern die Fahrt von Antwerpen nach Brüssel und zurück gemacht. Um 4 Uhr 10 Minuten fuhr ich ab und war schon um 8¼ Uhr wieder zurück. In der Zwischenzeit hatte ich fünf Viertelstunden in Brüssel zugebracht und im ganzen 23 französische Meilen zurückgelegt!»

«Es ist», so fährt der Dichter begeistert fort, «eine herrliche Bewegung, die man empfunden haben muss, um sich Rechenschaft darüber geben zu können. Die Geschwindigkeit ist unerhört! Die Blumen am Wegrand sind keine Blumen mehr, sondern Flecken oder vielmehr rote und weisse Striche. Es gibt keine Punkte mehr; alles wird zum Strich: Städte, Kirchtürme und Bäume führen am Horizont einen tollen Tanz auf. Von Zeit zu Zeit ein Schatten, eine Form, eine geisterhafte Gestalt, die wie der Blitz vor dem Fenster erscheint und verschwindet; es ist ein Bahnwärter, welcher vorschriftsgemäss vor dem Zuge präsentiert!»

«Am Abend bei der Rückfahrt», fährt Viktor Hugo in seinem Bericht über seine erste Eisenbahnfahrt weiter, «sass ich im vordersten Wagen. Vor mir flammte mit furchtbarem Geräusch die Lokomotive, und mächtige rote Strahlen bewegten sich, Bäume und Hügel färbend, mit den Rädern vorwärts. Der nach Brüssel fahrende Zug begegnete dem unsrigen! Es gibt nichts Schreckhafteres als diese beiden aneinander vorbeisausenden Schnelligkeiten, von denen eine die andere verdoppelt! Von einem Zuge zum andern liess sich nichts unterscheiden; man erkannte weder Wagen noch Männer noch Frauen. Man sah nur helle und dunkle Formen im Wirbel vorüberschiessen!

Es kostet tatsächlich Mühe, um sich nicht einzubilden, dass das Eisenpferd ein wirkliches Tier ist! Man hört es schnaufen beim Ausruhen, stöhnen beim Aufbruch und kläffend während der Fahrt. Es schwitzt, es zittert, es pfeift und es wiehert; es geht langsamer, es eilt in rasendem Laufe dahin. Es schleudert glühende Kohlen und kochendes Wasser auf den Weg. Ungeheure Funkenraketen sprühen jeden Augenblick unter seinen Rädern oder Füssen hervor, und sein Atem bleibt als schöner, weisser Dampf an den Bäumen am Wege haften.

Nach meiner Ankunft — es war schon dunkel — fuhr unsere Lokomotive im Schatten bei mir vorbei, um ihren Stall aufzusuchen. Die Täuschung war vollkommen! Gleich einem abgehetzten Pferde hörte man sie stöhnen in ihrem Wirbel von Rauch und Flammen . . .!»

Friedrich Bieri.